Zwei Festreden,

gehalten vor den Zöglingen der Anstalt vom Ord. Lehrer **Dr. H. Preiss**

I. (Melanchthon) am 22. März 1882 zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs,

II. (Luther) am 10. November 1883 zur Lutherfeier.

I.

„Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er „über deiner Hilfe! Du giebst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, „was sein Mund bittet. Sela. Denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, „du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. Er bittet dich um das Leben, „so giebst du ihm langes Leben immer und ewiglich. Er hat grosse Ehre an „deiner Hilfe, du legest Lob nnd Schmuck auf ihn. Denn du setzest ihn zum „Segen ewiglich, du erfreuest ihn mit Freuden deines Antlitzes!"

Mit diesen erhabenen Worten des begeisterten Psalmisten, meine jungen Freunde, lasset uns den heutigen Tag begrüssen, den festlichen Tag, an welchem unser geliebter Herrscher sein fünfundachtzigstes Lebensjahr vollendet. Er hat als Knabe Preussen in seiner tiefsten Erniedrigung gesehen, in jungen Jahren entriss ihm unnennbarer Schmerz um des Vaterlandes Schmach die teure Mutter; er hat als Jüngling das Schwert geschwungen, die brennende Herzenswunde — wer fühlte sie nicht mit ihm — im Blute des Unterdrückers zu kühlen und das Joch der Fremdherrschaft zu brechen; das Bild der Mutter, das Ideal der deutschen Frau, leuchtete ihm, ein guter Engel für die gute Sache, sicher führend aber auch wie ein noch immer ungerächter Schatten auf seinem ferneren Lebenswege voran, und seine und des Deutschtums Widersacher haben ihm das Racheschwert bis ins Greisenalter in die Hand gedrückt. Aber der Herr erfreute ihn auch mit Freuden seines Antlitzes! Wie einst die Jugend aufstand als Ein Mann, da der verewigte Vater unseres geliebten Monarchen sein Volk zu den Waffen rief, um die heiligsten Güter zu retten, so loderte Deutschlands Jugend in todesmutiger Entrüstung auf, als welscher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Übermut nicht Anstand nahm, der geheiligten Person des greisen Herrschers mit frevelnder Forderung zu nahe zu treten. Ja, „sie gedachten dir Übles zu thun und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen!“ Denn wo ein Herrscherhaus so sicher in dem felsenfesten Boden des edelsten Patriotismus gegründet steht, wie das erlauchte Geschlecht der Hohenzollern in den Herzen seiner Preussen einen unverrückbaren Platz gefunden hat, da wird missgünstiger Feinde Drohen jederzeit vor der heiligen Liebe des Volkes und seinem freudigen Opfermute zu schanden werden, da wird, wenn in stolzer Begeisterung Männer und Jünglinge mit Gott für König und Vaterland entzückt die jugendlichen Leiber hinwerfen in die Scharen ihrer Feinde, das Martyrium für die heilige, die gute Sache niemals ein fruchtlos Opfer sein. Und so durfte denn auch König Wilhelm angesichts der glorreichen Thaten seiner mit den Bruderstämmen verbündeten Truppen in die Worte des frommen Sängers einstimmen: „Nun merke ich, dass der Herr seinem Gesalbten hilft und erhöret ihn in seinem heiligen Himmel; seine rechte Hand hilft gewaltiglich. Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse; wir aber denken an den Namen des Herrn, unseres Gottes. Sie sind niedergestürzt und gefallen; wir aber stehen aufgerichtet.“ — Und als nun gar der Traum der Edelsten deutschen Geblütes zur Wahrheit wurde, Deutschlands Einheit als duftige, fruchtverheissende Blüte wenn auch aus blutiger Saat emporwuchs, als die Kaiserkrone von Bayerns jungem Fürsten unter Zustimmung aller deutschen Herrscher und freien Städte mitten in Feindesland, im Spiegelsaale zu Versailles, dem ergrauten Kämpfer für die deutsche Sache, dem Oberhaupte des neuen Deutschen Bundes angetragen war und nun ein Haupt gefunden hatte, wie es würdiger ein Barbarossa ihr dereinst nicht leihen konnte, als der Kaiser den Seinen das feierliche Gelöbnis gab, „allzeit Mehrer des deutschen Reiches sein zu wollen, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“, — da jubelte, da jauchzte ganz Deutschland auf; war doch das Gekrächz der Raben am Kyffhäuser auf alle Zeit verstummt!

Mehr denn elf Jahre sind seit jenem denkwürdigen 18. Januar vergangen, und das neue Deutsche Reich entwickelt sich in üppiger Jugendkraft; ward doch unserem Herrscherhause wie keinem anderen die seltene Gabe des Himmels zu teil, stets, wo es not thut, die besten und tüchtigsten ihrer Unterthanen, die treuesten Diener zu Ratgebern der Krone heranzuziehen. Und wenn wir in die Geschichte blicken und das deutsche Herz lauter pocht, sobald wir bedenken, dass nun seit zwei Jahrtausenden die Weltgeschichte sich um den deutschen Namen dreht, — wir dürfen heute fester als je die Zuversicht hegen, dass noch für lange, lange Zeit hinaus Deutschland den Pulsschlag für die Entwickelung und das Leben auch der entferntesten Nationen geben wird.

Ja, meine jungen Freunde, wie es so ganz natürlich ist, an diesem Tage das geistige Auge in die Geschichte schweifen zu lassen, so ist es eine schöne Sitte, dass wir am Geburtstage unseres hochverehrten Kaisers und Königs vorzugsweise in unseren Schulkreisen zu eigener geistiger Kräftigung und zu sittlicher Förderung für den Dienst des Vaterlandes so gern der Besten der deutschen Nation gedenken.

Nationale Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung, das sind die edelen Güter, die Kaiser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wilhelm allzeit dem Vaterlande zu wahren verhiess, und sie sind in der That die Säulen und Träger alles gesunden Volkslebens. Aber doch gab es eine Zeit, wo diese Pfeiler morsch, entsetzlich morsch geworden waren, wo nationale Wohlfahrt ein unbekanntes Etwas, Freiheit Willkür des Mächtigeren, Gesittung in deutschen Landen ihr Gegenteil geworden war. Da war Deutschland ein grosses Diensthaus; denn statt der sittlichen Freiheit herrschte, wohin man blickte, die blinde Macht der Begierde, und die göttliche Vernunft war verketzert und zum Scheiterhaufen verdammt. Doch wie Gott das Volk seines Bundes durch zwei Männer, Moses und Aaron, aus dem Diensthause Ägypten mit starker Hand hinausführte, so erlöste er auch durch zwei Männer, Luther und Melanchthon, sein deutsches Volk aus der Nacht, in der es befangen lag. Und wenn Luther die Ketten zerhieb, mit denen der Knecht der Knechte Gottes vom Vatikan im Rom aus die Geister und Herzen der Christenheit gefesselt hielt, so war es Melanchthon, der nicht bloss neben Luther als Reformator der Kirche, sondern zugleich als Lehrer der Mit- und Nachwelt auftrat, Freiheit und Gesittung in die Herzen vornehmlich der Jugend pflanzte, damit aus dieser Wurzel nationale Wohlfahrt erblühen könnte, — ein Mann, den seine Zeitgenossen bereits mit dem ruhmvollen Namen eines „Praeceptor Germaniae“ geschmückt haben. Ihm, meine lieben Schüler, wollen wir daher auf einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit schenken.

Da, wo die nördlichsten Höhenzüge des Schwarzwaldes in den Odenwald hinüberstreichen, in dem durch seine ausserordentliche Naturschönheit weithin berühmten Kreichgau, liegt am Saalbach das saubere Städtchen Bretten. Hier wohnte in einem Hause am Marktplatz der ehrsame, kunstgeübte Waffenschmied Georg Schwarzerd, ein menschenfreundlicher, streng religiöser Mann, mit seiner wackeren Hausfrau Barbara, der klugen Tochter des Bürgermeisters zu Bretten, des Johannes Reuter. Ihnen ward am 16. Februar des Jahres 1497 ein feines Knäblein geboren, das bei seinen hohen Anlagen, der liebenswürdigen Lebhaftigkeit seines Geistes und der fröhlichen Gabe gefälliger Mitteilung frühe schon nicht bloss im engeren Bekanntenkreise Aufmerksamkeit erregte, sondern trotz seiner anfangs etwas lispelnden Aussprache gar bald der Liebling der ganzen Stadt wurde. Jung nach Sitte der Zeit kam der kleine Philippus in die Stadtschule seines Geburtsortes, am meisten aber rühmt er selbst unter seinen ersten Lehrern den Johannes Unger, der ihn im Hause des Grossvaters unterrichtete und nicht nur das Herz des Knaben durch väterliche Liebe an sich fesselte, sondern durch seine exakte Methode und durch unablässiges Forschen und Fragen seinen Zögling zu einem tüchtigen Grammaticus heranbildete. Wie alle bevorzugten Geister wurde auch unser Philippus früh schon vom Schmerz des Lebens in die Schule genommen. Zehn Jahre alt, verlor er in einer Woche den Grossvater und den Vater. Mit prophetischem Blick hatte dieser wenige Tage vor seinem Tode dem Sohne die Hand aufs Haupt gelegt und gesprochen: „Vieles und Grosses habe ich in der Welt erlebt; aber Grösseres wird kommen; möge Gott dich leiten und regieren!“

War der Knabe an sich schon den gewöhnlichen Kinderspielen wenig geneigt gewesen, so wandte er sich jetzt völlig ihnen ab und ernster Arbeit zu, als er im Herbst des Jahres 1507 in das Haus seiner Grossmutter Elisabeth und auf der lateinischen Schule

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu Pforzheim in den Unterricht des Rektors Georg Simler von Wimpfen gegeben ward. Führte dieser ihn in die griechischen und lateinischen Dichter wie in die Aristotelische Philosophie ein, so wurde von noch höherer Bedeutung für den heranreifenden Knaben die Bekanntschaft mit Johann Reuchlin, dem Bruder seiner Grossmutter, jenem berühmtesten aller Humanisten, der von 1502 bis 1513 Vorsitzender beim schwäbischen Bundesgericht war und damals wie zur Mystik des Neuplatonismus und zur Kabbala der Juden so durch seine hebräischen Studien uns Deutschen die Wege bahnte zu klarerem Verständnis der heiligen Schriften des alten Bundes. Auf Reuchlin waren in jenen Tagen die Augen der gesamten Gelehrtenwelt gerichtet; denn schon hatte auch jener Zwist begonnen, welcher ihn, zumal als er die vom Kaiser im Jahre 1509 anbefohlene Vernichtung aller nichtbiblischen hebräischen Schriften widerriet, in einen so erbitterten Streit mit den Kölner Dominikanern verwickeln sollte. Einst kommt er nach Pforzheim, um im Hause der sorglichen Schwester auszuruhen von den Strapazen des Geisteskampfes. Sein Liebling, der junge Philippus, begrüsst ihn in lateinischen Versen und verherrlicht den Tag der Ankunft des Grossoheims dadurch, dass er mit seinen Schulkameraden ein lateinisches Schauspiel zur Aufführung bringt. Entzückt schliesst Reuchlin den Knaben in die Arme, nennt ihn seinen lieben Sohn, macht ihm ein griechisches Lexikon und eine griechische Grammatik, damals noch seltene Gegenstände, zum Geschenk, schmückt sein Haupt mit dem purpurnen Doktorhut und erteilt ihm nach Sitte damaliger Zeit gleichsam die Taufe der Gelehrsamkeit, indem er seinen deutschen Familiennamen Schwarzerd in den griechischen Namen Melanchthon verändert.

Auf Reuchlins und Simlers Rat bezieht der junge Melanchthon, noch nicht dreizehn Jahre alt, im Oktober des Jahres 1509 die Universität Heidelberg, wo allerdings bei dem herrschenden Schlendrian öffentlich damals nichts als die garrula dialectica et particula physices vorgetragen wurde, so dass er auf die heilsamste aller Arbeiten, auf Selbststudium, sich angewiesen sieht, um in die Grammatik, Rhetorik und Dialektik sich hineinzuarbeiten. Bald aber hat er alle Genossen überflügelt, vertritt bereits einen während der Vorlesung plötzlich erkrankten Professor, wird, selbst fast noch ein Kind, der Lehrer zweier jungen Grafen und besteht, kaum vierzehn Jahre alt, mit Ehren das Baccalaureats-Examen. Schon im folgenden Jahre bewirbt er sich auch um die Magisterwürde. Man erkennt zwar seine Tüchtigkeit rühmend an, weist ihn aber wegen seiner allzu grossen Jugend zurück. Tief gekränkt, fühlt er sich veranlasst, Heidelberg mit Tübingen zu vertauschen; bald aber sieht er trotzdem, wie er selbst schreibt, ein, dass es doch zuweilen gut sei, wenn jungen Leuten nicht alle Wünsche allsogleich in Erfüllung gehen, und widmet sich nun in den neuen Kreisen, die sich in Tübingen ihm aufthun, mit um so grösserem Eifer allen Fakultätswissenschaften, der Jurisprudenz und der Medizin, nicht minder aber auch der Mathematik und Astronomie, unter Brassicanus und Bebel den humanistischen Studien, den philosophischen zum Teil noch unter Simler, der jetzt Professor der freien Künste am Neckar geworden war, dann unter Franz von Stade. Doch Reuchlin hat ihm auch eine seltene Ausgabe des neuen Testamentes geschenkt; das lässt er nun vollends nicht mehr aus den Händen; statt des Breviers nimmt er es mit in die Kirche, und dann liest

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er, während über abgeschmackte Heiligenlegenden gepredigt wird, wie die Leute sagten, „in fremden Büchern“. So allseitig ausgebildet, erwirbt er 1514 mit Auszeichnung die Magisterwürde und folgt nun seiner Neigung für die Gottesgelahrtheit. Das war damals eine bunte und krause Wissenschaft geworden! Konnte doch der echt scholastisch gebildete Dr. Jakob Lempp seinen Zuhörern die Transsubstantiation — an die Tafel malen! Melanchthon lässt der Scholastik ihre brütenden Grübeleien und subtilen Spitzfindigkeiten und wendet sich in echt evangelischem Sinne ernsten Quellenstudien zu. Schon darf er es wagen, in die herben Gegensätze der Zeit miteinzugreifen; er wirkt im Streit der Nominalisten und Realisten nicht ohne Erfolg zum Frieden, verteidigt seinen verehrten Grossoheim gegen die gehässigen Angriffe der Kölner Obskuranten, ist nebenbei als Korrektor in der Druckerei des Thomas Anshelm thätig und macht sich durch Veröffentlichung historischer und philologischer Werke einen geachteten Namen; 1518 erscheint bereits seine griechische Grammatik; da erkennt der gefeierte Erasmus von Rotterdam: Is prorsus obscurabit Erasmum.

Eine wiederholte Einladung nach Ingolstadt sowie einen Ruf nach Leipzig lehnt er ab; Reuchlin empfiehlt ihn dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen als Lehrer der griechischen Sprache für die 1502 gestiftete Universität Wittenberg und mahnt den jungen Freund: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum grossen Volke machen und sollst ein Segen sein. So weissagt mir der Geist, so hoffe ich von dir, mein Philippus.“ Melanchthon antwortet: „Herr, dein Wille geschehe!“ und schreibt an einen Freund: „Misit me puerum in Saxoniam Capnio“. Das alte Tübingen erkennt zu spät, welcher Verlust ihm bevorsteht, und dass man durch eigensinnige Reaktion gegen die von Melanchthon vertretene klassische Reform diesem den Aufenthalt daselbst verleidet, das Leben in der Burse zum Dienst in einem Ergasterium gemacht habe; Wittenberg jubelt, dass Philippus kommen wird; die Reise des kaum einundzwanzigjährigen Gelehrten gestaltet sich zu einem Triumphzug; in Nürnberg schliesst er mit dem hochgebildeten Ratsherrn Wilibald Pirkheimer einen Freundschaftsbund, den erst der Tod lösen sollte, in Leipzig feiert die Akademie seinen Durchzug mit einem echt platonischen Gastmahl; am 25. August 1518 langt er in der kursächsischen Universitätsstadt an. Hier war vor gar nicht langer Zeit eine kühne That geschehen: Am Tage vor Allerheiligen des Jahres 1517 hatte ein junger Augustinermönch, der Bruder Martinus Luther, seine 95 Thesen gegen den Ablass an die Schlosskirche geschrieben mit einer Feder, die, wie sein Kurfürst im Traume gesehen hatte, immer länger und länger wurde, bis sie über ganz Deutschland und über die Berge fort nach Welschland hineinragte und dort an St. Peters Stuhl stiess, also dass er wankte, als wolle er zusammenbrechen. Und nun hatte derselbe Luther, welcher, wie Erasmus sich ausdrückte, nur die beiden Fehler begangen hatte, nämlich dass er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche geraten war, einen begeisterten Kreis von alten und jungen Schülern um sich versammelt, und in diesen Kreis tritt Melanchthon; der Bruder Martinus ist der erste unter den Wittenberger Theologen, dem der neue Kollege begegnet. Die Begrüssung ist frostig; hager, klein und unansehnlich von Gestalt, mit breiter Brust

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und langem Halse, blöde und schüchtern wie ein der Welt entfremdeter Mensch, macht der junge Professor auf den mächtigen Luther keinen vorteilhaften Eindruck; aber freilich, die hohe Stirn, das grosse blaue Auge, — wie er ihn so näher betrachtet, — vielleicht wohnt in dem winzigen Körper doch ein Heldengeist. Und als nun gar vier Tage nach seiner Ankunft der kleine Mann seine Antrittsrede de corrigendis adolescentiae studiis, über die Verbesserung des Jugendunterrichtes, hielt, als er zur Reformation vom ersten Augenblick an Stellung nahm, als er es für seinen Beruf erklärte, ihr mit den Gaben der Wissenschaft zu dienen, als er, immer feuriger werdend, entwickelte, wie aller Verfall und so auch das Verderben der Kirche der Einführung unbiblischer Satzungen, abergläubischer Bräuche, vornehmlich aber der Vernachlässigung der griechischen Sprache zuzuschreiben sei, und wie er dann weiter folgerte, dass man nur durch das Studium der Alten und alles dessen, was zur Schärfung des Verstandes beitragen könne, zu einem gründlichen Quellenstudium und durch dieses allein dahin zu gelangen vermöge, das neue Testament wieder in der Ursprache zu lesen, den Sinn der Worte richtig zu erfassen und zu erkennen, dass der Duft der Salben des Herrn weit über das Aroma aller humanistischen Disciplinen hinausgehe, während man bisher sein Christentum nur aus den trüben, unlauteren Kanälen lateinischer Glossen schöpfte und so in Unglauben und Aberglauben versunken sei, da war Luther der erste, welcher freudig bekannte, er wolle keinen anderen griechischen Lehrer.

Hatte Melanchthon in jener glänzenden Rede sein Programm entwickelt, das auseinandergesetzt, was er für die Lebensaufgabe seines akademischen Amtes hielt, so begann er nun demgemäss seine Thätigkeit mit Vorlesungen über den Homer; darauf folgte Aristophanes und nach und nach Demosthenes, Hesiod, die Tragiker, Theokrit und Thucydides; daneben las er über den Brief Pauli an den Titus, über die Psalmen, den Römerbrief, das Evangelium Matthaei. Fein und seelenvoll in seinem Vortrag, verstand er es, seinen immer zahlreicher zusammenströmenden Zuhörern das Auditorium zu einem Tempel Gottes zu machen, und bald konnte Luther schreiben: „Ille Graeculus me superat; jenes Griechlein übertrifft mich; es wird euch viele Martini ersetzen. Philippus weckt in allen Theologen, in den höchsten wie in den mittelsten und letzten den Eifer für das Studium des Griechischen;“ ja, 1522 bekennt er, dem Sinn und Geiste des Apostels Paulus sei kein Ausleger näher gekommen als sein Philippus. Unter dem Eindruck einer so sichtbarlich von Gott gesegneten Thätigkeit und im lebendigen persönlichen Verkehr erwuchs nun allmählich im Dienste des Evangeliums zwischen diesen beiden Männern eine so innige Lebensgemeinschaft, dass beide, von der Erkenntnis des ergänzenden Verhältnisses ihrer Persönlichkeiten mehr und mehr durchdrungen, sich für die untrennbaren Hälften eines heiligen Rüstzeuges Gottes betrachten lernten. Führte Luther den jüngeren Freund, den er uns als einen noch zarten Jüngling seinem Alter, seiner Gestalt und Miene nach, aber als einen Mann schildert, wenn man den Umfang seines Wissens erwäge, tiefer in das Verständnis der heiligen Schrift, so verhalf dieser ihm zu einer lebendigeren Erkenntnis der evangelischen Heilslehre, als durch welche allein die Kirche aus der babylonischen Gefangenschaft könne befreit werden; denn wenn auch Melanchthon nach langem Sträuben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erst im Jahre 1526 eine theologische Professur übernahm, so war er doch von Anfang an des grossen Reformators treuester Gehilfe bei dem Werke der Kirchenbesserung, und alle Welt erkannte, wie fein und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; was Luthers praktischer Blick in der Angst um der Seelen Seligkeit als notwendig erkannte, dem gab Melanchthons tiefe Gelehrsamkeit auch theoretischen Halt; was in jenem die Kraft gläubiger Begeisterung zur Ehre Gottes zeitigte, das barg dieser in klarer, vernunftgemässer Erkenntnis; wo Luther gleich einem Paulus heftig dareinfuhr, da goss Melanchthons johanneische Milde Öl auf die hochgehenden Wogen, da wusste er aus Gegnern Freunde und Diener des göttlichen Wortes zu gewinnen. Und so erfüllte sich an ihnen in schönster Weise, was da geschrieben steht: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist!“ Aber beide Reformatoren wussten es auch, was einer für den andern war. Schon 1518 berichtet Luther über seinen Freund an Reuchlin: „Unser Philippus ist ein wunderbarer Mensch; an ihm findet sich nichts, das nicht übermenschlich wäre.“ An anderer Stelle sagt er: „Ich habe M. Philipps Bücher lieber, denn die meinen, sehe auch lieber dieselben, beyde im Lateinischen und Deutschen, auff dem Platz, denn die meinen. Ich bin dazu gebohren, dass ich mit den Rotten und Teuffeln mus kriegen und zu Felde liegen; darumb meine Bücher viel stürmisch und kriegisch sind. Ich mus die Klötze und Stämme aussrotten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der die Bahn brechen und zurichten muss. Aber M. Philippus fehret seuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeusst mit Lust, nach dem Gott ihm hat gegeben seine Gaben reichlich. O der seligen Zeit, so unsere Undankbarkeit uns solches erkennen lässt.“ Nach der Leipziger Disputation von 1519, bei welcher Melanchthon, wie er selbst bescheiden sagt, als otiosus spectator, als müssiger Zuschauer zugegen war, während er doch mittelbar durch die intellektuelle Unterstützung, welche er seinem Kampfgenossen gewährte, auf den Gang derselben wesentlich einwirkte, schreibt Luther: „Es fehlt so viel, dass so ein Eck mir ihn verächtlich machen sollte, dass ich in meinem ganzen Lehramte nichts für wichtiger und vorzüglicher halte, als Philippus in unserm Kampfe. Dieses einen Mannes Urteil und Entscheidung halte ich für viel wichtiger als viel Tausend von schmutzigen Ecken. Und ich, obschon ein Magister der Künste, der Philosophie und Theologie und geschmückt fast mit allen Titeln des Eck, schäme mich nicht, nachzugeben, wenn meine Ansicht von der dieses Grammatikers abweicht. Dies habe ich schon öfter gethan und thue es Tag für Tag um der göttlichen Gaben willen, die Gott in dieses zarte, dem Eck verächtliche Gefässlein zu reichem Segen gegossen hat.“ Melanchthon dagegen ruft einem Freunde zu: „Sterben will ich lieber, als mich von diesem Manne wegreissen lassen; selbst über mein Leben geht mir Martinus' Wohl; nichts wäre betrübender für mich, als wenn ich ihn entbehren müsste!“ Als Philippus vernimmt, dass Luther nach dem Wormser Reichstag auf der Wartburg und in Sicherheit sei, da bricht er in die Worte aus: „Unser teuerster Vater lebt; die Leuchte Israels ist durch ihn angezündet; sie würde ohne ihn erlöschen!“

Hatte zu Leipzig, als dort unter akademischem Pomp auf der Pleissenburg zwei deutsche Bauernsöhne die Waffen des Geistes gegen die der Scholastik im Kampfe um des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Papstes Primat erprobten, der Ingolstädter Doktor hochmütig dem jungen Melanchthon zugerufen: „Tace tu, Grammatelle, et tua studia cura! Schweig, du dummer Grammatiker, und kümmre dich um deine Studien!“ so sollte er gar bald Gelegenheit bekommen, die ganze Grösse dieses kleinen Grammatikers kennen zu lernen. Bescheiden und unparteiisch schreibt nämlich Melanchthon einen Brief über den Verlauf der Disputation an seinen Freund Oecolampadius in Basel; wider seinen Willen erscheint dieser Bericht im Druck, und der eitle Dr. Eck gefällt sich nach seiner Weise in einer vornehm abfertigenden Antwort. Da entwickelt Melanchthon ihm in seiner Defensio adversus Eccianam inculpationem die wichtigsten Grundgedanken evangelischer Schriftauslegung; keinem, sagt er, sei es verwehrt, den Sinn der heiligen Schrift, der einzig und einfach sei wie die himmlische Wahrheit selber, zu ergründen, und an ihm dann allerlei Menschensatzung zu prüfen, die vornehmste Pflicht des Denkers. Eck wusste darauf nichts zu erwidern, reiste nach Rom und schrieb sich den Sieg zu; aber wer die Augen nicht absichtlich verschliessen wollte, der musste jetzt in dem Grammaticus den Theologen erkennen, und die Wittenberger Hochschule erteilte ihm daher auch zur Belohnung das Baccalaureat der Theologie und versetzte ihn in die theologische Fakultät.

Nun reist Luther nach Worms, dann ist er bis zum März des Jahres 1522 auf der Wartburg, — lehrend und täglich selbst lernend nimmt Melanchthon, wenn auch oft unter Zittern und Zagen, die Last aller reformatorischen Arbeit, welche ihm durch die stürmischen Bewegungen zur Beschleunigung der Kirchenbesserung wesentlich erschwert wurde, auf sich. Trotzdem erscheint, etwa ein Jahr nach seiner Vermählung mit Katharina Krapp, die erste evangelische Glaubenslehre aus seiner Feder, und nun ist er immer eifriger im Sinne der Reformation für Förderung wahrer Frömmigkeit bei möglichster Schonung althergebrachter Formen thätig; die reine evangelische Lehre in die Herzen des Volkes zu pflanzen, das ist ihm die Hauptsache und steht ihm höher als all der wetternde Eifer gegen des Papstes und der Bischöfe Regiment. Das bewies er bei der im Jahre 1527 unternommenen Visitation der Kirchen und Schulen in den kursächsischen Landen, für welche er den Entwurf einer neuen Kirchen-, Lehr- und Schulordnung zu verfassen berufen war, das bewies er auf dem Reichstage zu Speyer, das bewies er auf dem Colloquium zur Marburg. Überall dieselbe vermittelnde Liebe, dieselbe versöhnende Milde, dieselbe Nachgiebigkeit in nebensächlichen, namentlich politischen Dingen! Und als auch er, von dem „Philosophieren“ Zwinglis in Sachen der Religion abgestossen, sich überzeugen musste, dass zwischen den Schweizern und den sächsischen Reformatoren, wenn anders als Kern des Gnadenmittels die wahre Gegenwart des Erlösers in der Gemeinde bekannt werden sollte, eine Gemeinschaft nicht möglich, eine Spaltung demnach unabwendbar sei, da ging ihm ein Schwert durch seine Seele, und blutendes Herzens kehrte er auf seinen Lehrstuhl zurück.

Aber die Ereignisse drängten sich. Zu Augsburg verlangt kaiserliche Majestät Rechenschaft über den Glauben der protestierenden Stände. Der Kurfürst beauftragt Luther, Melanchthon, Jonas und Bugenhagen, die streitigen Artikel als Grundlage der Unterhandlungen schriftlich aufzusetzen; er bescheidet die vier Glaubenskämpfer zu sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Torgau; sie sollen ihm sagen, in welchen Artikeln der evangelische Glaube beruhe, und ob in Dingen der Religion der Gewalt des Reichsoberhauptes auch durch Gewalt widerstanden werden dürfe. Sie beraten unter unsagbaren Sorgen im abgelegensten Zimmer der Torgauer Pfarrei, und namentlich der sanfte Melanchthon ist es, der zusammenbebt bei dem Gedanken, dass die heiligste Sache Mord und Empörung, Aufruhr und Verwüstung solle veranlassen können. Gepresstes Herzens stürzt er ins Freie. Im Garten beim Hause sitzt die Pfarrerin, ein Kindlein in ihren Armen wiegend, während ein anderes zu ihren Füssen ein geistliches Lied aufsagt. Beim Anblick dieses lieblichen Bildes des Friedens überkommt ihn neuer Mut; er eilt zu den Genossen zurück und mit den Worten des Psalmisten: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen“ bringt er neuen Fluss in die stockende Beratung. Er selbst übernimmt es endlich, die Artikel in eine zur Vorlegung noch angemessenere Form zu bringen. Er kennt sich; er wird nicht zu viel sagen und ängstlich jedes Wort überlegen, auf dass der evangelischen Sache durch Ungestüm kein Schade erwachse. — Nun sind die Vier entschlossen, vor Kaiser und Reich zu erscheinen und Rechenschaft abzulegen von ihrem Glauben; und der Kurfürst reicht ihnen die Hand: „Das wolle Gott nicht, dass ich aus eurem Mittel ausgeschlossen sein sollte; ich will mit euch meinen Herrn Christum bekennen!“

Auf der Reise nach Augsburg und dort selbst ist Melanchthon ohn' Unterlass Tag und Nacht bemüht um jenes Bekenntnis, und unter der Feder wachsen nun jene auf Grundlage der älteren Schwabacher entworfenen Torgauer Artikel zu einer Apologie des evangelischen Glaubens durch Nachweisung seiner Schriftmässigkeit und seiner Übereinstimmung mit den Lehren der alten Kirche. Luther billigt den fertigen Entwurf; aber mit peinlichster Sorgfalt wägt Melanchthon fort und fort an jedem Worte, modelt er an dem Tonfall der Sätze. Endlich ist sie vollendet die Confessio Augustana, die Magna Charta der Reformation, in der klaren, einfachen und ohne schulmässige Terminologie doch bündigen und bestimmten Entwickelung des Inhaltes, dem ruhigen, irenischen und doch festen Ton, der grundsätzlichen Haltung, welche in allem Einzelnen das evangelische Fundament der Rechtfertigung des Menschen sola fide durchblicken lässt, Luthers lautere Lehre in sanft Melanchthonischer Form. Ihr Schicksal auf dem Reichstag ist bekannt. Mit gleicher Klarheit, Einfachheit und Mässigung hat Philippus sodann die Confession gegen die Confutationsschrift der Papisten wacker verteidigt, — aber er brachte sich in diesen Arbeiten selbst zum Opfer.

War es für ihn, den Mann des Friedens, der in allen Äusserlichkeiten bereitwillig nachgab, wofern nur die unverfälschte Lehre in aller Kraft der Christenheit gesichert blieb, war es für ihn schon eine schwere Aufgabe gewesen, abstehen zu müssen von den Zugeständnissen, die er der katholischen Majorität gern in der „Disciplin“ gemacht hätte, um nur die Einheit und die selbständige Organisation der Kirche, die ihm ja auch nachmals stets so sehr am Herzen lag, erhalten zu sehen, so verbitterten ihm die folgenden Zwistigkeiten, die Angelegenheiten des Schmalkaldischen Bundes, Reichstagsverhandlungen und Religionsgespräche, vor allem der Streit mit den sogenannten Freunden das Leben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

derart, dass er sich wie ein Prometheus ad Caucasum alligatus vorkommt und ausruft: „Ach, dass man mich nie wieder aus meinem Hörsaal abriefe und zum Besten der Jugend ungestört arbeiten liesse! Das ist meine Sache. Für andre Dinge bin ich zu weich, zu ungeschickt.“ Aber die Verteidigung des Glaubens ruft ihn immer von neuem hinaus in den aufreibenden Kampf. Auf dem Wege zum Konvent in Hagenau erkrankt er plötzlich in Weimar; Todesahnungen hatten ihn auf der Reise begleitet, und ein tiefes Seelenleiden droht rasch die erschöpfte Lebenskraft aufzulösen; er ist mit sich selbst zerfallen; sein Gewissen findet keine Ruhe gegen den quälenden Vorwurf, dass er dem hessischen Landgrafen in seinen Gelüsten und Forderungen nicht heldenmütiger widerstanden, dass er ein öffentlich Ärgernis, wenn auch nicht stillschweigend, doch immerhin gebilligt habe. Da eilt auf den Ruf des besorgten Kurfürsten Luther mit Kreuziger herbei. Mit Schrecken erblickt er die leichenähnliche Gestalt des Freundes, sieht er die brechenden Augen, hört er die erlöschende Stimme. „Behüte Gott!“ ruft er, „wie hat mir der Teufel dieses Organon geschändet!“ Zum Fenster gewendet ergiesst er seine Seele in das glühendste, kühnste Gebet. Da gingen in Wahrheit Gedanken durch seine Seele, da flossen Worte über seine Lippen, die man bei jedem andern vielleicht als Ausgeburten stolzen Frevelmutes verurteilen müsste, die aber bei ihm aus den Tiefen eines unbegrenzten Gottvertrauens, eines unbedingten Schriftglaubens herstammten. „Allda musste mir unser Herr Gott herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre . . . . mit allen Verheissungen von Gebetserhörungen, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wusste, dass er mich musste erhören, wo ich anders seinen Verheissungen trauen sollte.“ Dann nimmt er den Kranken liebend bei der Hand: „Sei gutes Mutes, Philippe, du wirst nicht sterben! Obwohl Gott Ursache hätte zu töten, so will er doch nicht des Sünders Tod, sondern dass er sich bekehre und lebe! Hat Gott die allergrössten Sünder zu Gnaden wieder berufen, viel weniger will er dich, mein Philippe, verstossen noch in Sünden und Schwermut verderben lassen. Darum gieb dem Trauergeiste keinen Raum und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der töten und wieder lebendig machen, schlagen und wieder heilen kann!“ Melanchthon wäre lieber hinübergeschlummert zum ewigen Frieden, anstatt in den irdischen Streit zurückzukehren; aber die geistesmächtigen Worte seines Freundes riefen ihn zurück: „Mit nichten, Philippe; du musst unserm Herrgott noch weiter dienen!“ — Er genas, „durch göttliche Kraft aus dem Tode ins Leben zurückgerufen“, und Luther frohlockte, „er wolle mit Gott den Magister Philippus wieder aus dem Grabe fröhlich heimbringen.“

Schon im Februar 1546 hielt Melanchthon dem heimgegangenen Kampfgenossen die Leichenrede. Kein gemeiner Lobredner, rühmt er seinen Freund als eins der Häupter, welche Gott sonderlich erweckt habe, seine Kirche auf Erden zu sammeln und aufzurichten; und solche Geisteshelden sind ihm ausdrücklich nur Jesaias, Johannes der Täufer, Paulus, Augustinus und Dr. Martinus Luther. Vierzehn Jahre überlebte er den Dahingeschiedenen, aber obgleich fast all das Ansehn, welches Luther einst genossen hatte, auf ihn überging, — es waren Jahre äusserer Drangsal und des tiefsten Herzeleids; dafür sorgte schon, wie er selber klagt, die rabies theologorum. Er sah den Schmalkaldischen Krieg blutigrot aufflammen, sah, wie der Papst gleich zu einem Kreuzzuge vollständigen Ablass für den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kampf gegen die Ketzer verkündigte, sah geliebte Fürsten in der Gefangenschaft schmachten, sein Sachsenland verwüstet, Wittenberg verödet, sich selbst mit Weib und Kind zur Flucht gezwungen. Wegen seiner äussersten Nachgiebigkeit und Milde ein Verräter gescholten, als ein verkappter Calvinist, ein heimlicher Papist und offenbarer Synergist gebrandmarkt, erringt er noch einmal auf dem Konvent zu Naumburg einen glänzenden Sieg, noch einmal erfüllt ihn der Abschluss des Augsburger Religionsfriedens mit hoher Freude, aber schon das Religionsgespräch zu Worms belehrt ihn, dass alle Versöhnungsversuche eitel Stückwerk, alle an die bereits errungenen Erfolge geknüpften Hoffnungen leere Täuschungen sind. Er hat einen guten Kampf gekämpft und sehnt sich nach der ewigen Heimat des Friedens. „Dominus Philippus", schreibt Languet an Calvin, „annis, laboribus, calumniis sycophantiis ita fractus est, ut ex illa consueta hilaritate nihil prorsus in eo relictum sit." Dennoch kämpfte er bis zum letzten Atemzuge für seine unionistischen Tendenzen. Es naht die Osterzeit des Jahres 1560; er trägt das eben vollendete Festprogramm in die Druckerei, dann begiebt er sich zur heiligen Kommunion in die Kirche. Das ist sein letzter Gang. Am 19. April wirft ihn ein intermittierendes Fieber aufs Lager. Die einzige Sorge, die ihn bis zuletzt beschäftigt, ist der betrübende Zustand der Kirche. „In mir ist keine Bekümmernis", sagt er zu seinem Schwiegersohn, dem Arzt Peucer, „nur eine Sorge, dass die Kirchen in Christo einig werden möchten." Die Seinen stehen in Thränen um ihn und lesen vor ihm das 53. Kapitel des Propheten Jesaias, das hohenpriesterliche Gebet aus dem 17. Kapitel des Evangelium Johannis, das 5. Kapitel des Römerbriefes über die Rechtfertigung aus dem Glauben. Als besonders wichtig stehen ihm in seinen letzten klaren Augenblicken die Worte vor der Seele, die er auch mit erhobener Stimme ausspricht: „Die Welt nahm ihn nicht auf; die ihn aber aufnahmen, denen hat er Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden, allen, die an seinen Namen glauben". Peucer fragt ihn, ob er noch etwas begehre. Melanchthon antwortet: „Nichts als den Himmel, darum lasst mich zufrieden; störet meine süsse Ruhe nicht." Das sind die letzten Worte des treuen Knechtes seines lieben Herrn Jesu Christi, „den er stets mit Herz und Mund gelobet und gepreiset hat." Ganz Wittenberg versank bei der Todesnachricht in Trauer. „Unser Lehrer ist dahin", rief einer dem andern zu, und „Unser Lehrer ist dahin", hallte es in ganz Deutschland wieder.

Schulmann freilich im modernen Sinne ist Melanchthon nicht gewesen, aber einmal um sein kärgliches Einkommen zu verbessern, — denn er bezog bis 1526 an Jahrgehalt wenig mehr als Tezel für seine Person an barem Gelde von den Fuggern monatlich empfing, nämlich hundert Gulden — sodann ergriffen von der Notwendigkeit, tüchtige Jünger der Wissenschaft heranzubilden, wohl auch von befreundeten Familien gebeten, hielt er in seinem Hause eine Zeit lang eine Art Pensionat, in welchem er selbst die Zöglinge in alle Zweige des Wissens einführte und mit väterlicher Strenge darauf hielt, dass niemand das Gebet des Herrn und die zehn Gebote vernachlässigte. Die Erfahrungen, die er hier und auch sonst wohl in ihm nahestehenden Kreisen sammelte, hat er in zwei für jeden Schulmann heute noch recht lesenswerten Reden niedergelegt. In der ersten, „de miseriis paedagogorum", entrollt er, den Eindrücken der nackten Wirklichkeit sich beugend, ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

traurig abschreckendes Bild von dem Geschäfte eines Lehrers, von jener alle Geistes- und Körperkräfte aufreibenden Sisyphus-Arbeit des Schulmeisters, der als tragische Katastrophe — die Armut folgt; denn die cathedra ist sterilis. Aber in der anderen, „de laude vitae scholasticae", gewinnt er den wahrhaft idealen Standpunkt; da lobt er das Leben des Schulmannes als das dem Staate unentbehrlichste, als das Gott wohlgefälligste und heiligste; denn Jugendunterricht ist das lumen unicum vitae.

Ich übergehe es, die zahlreichen Hilfsmittel aufzuzählen, die aus Melanchthons Feder für den Unterricht an Universitäten und gelehrten Schulen hervorgingen, eins aber will ich besonders betonen, nämlich wie er überall auf gründliche Bildung in der Mathematik und auf eine innige Verbindung dieses Studiums und der gesamten Naturwissenschaften mit dem der Geschichte und des Altertums dringt, damit durch solch eine Verknüpfung ein festes Fundament gewonnen werde für ein fruchtbares Studium der heiligen Schrift; denn es sei das Endziel der Jugend, nachdem sie durch die Taufe wissenschaftlicher Ausbildung hindurchgegangen sei, dass sie bei der Schrift verbleibe, und also nach des Apostels Worten „Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi" schon in dem jugendlichen Gemüte die heilige Lebensgemeinschaft zwischen Schule und Kirche besiegelt werde. Und ich hebe diese Geistesrichtung Melanchthons, liebe Schüler, darum besonders hervor, weil wir, Glieder der höheren Bürgerschule, wohl mit am meisten berechtigt, dann aber auch verpflichtet sind, ihn unter allen deutschen Pädagogen als den Ahnherrn und Patron der schulmässigen Real-, wenn wir wollen der Real-Gymnasialbildung zu verehren und zu feiern.

Wohlan denn! Hingestellt habe ich vor Eure Augen ein Bild von dem Leben und Wirken des grossen Gottesmannes, des Reformators auf mehr als einem Gebiet, des praeceptor Germaniae; folget mutig seinen Spuren! Das schönste Leben ist ein Leben edles Kampfes; denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron' des ew'gen Lebens nicht davon. Ringet daher täglich, stündlich nach Vollkommenheit jeder an seinem Teile aus Liebe zu den Eltern, denen Ihr Euer ganzes Dasein schuldet, zur Ehre Gottes und unserer Anstalt, die Euch für den grossen Kampf des Lebens vorbereiten will, zum Nutzen und Heile des Vaterlandes, dem Eure Zukunft gehört, in treuer Erinnerung an den wackeren Streiter, der die Bahn gebrochen hat für die Geistesrichtung, in der uns zu arbeiten von Gott verordnet ist, und dessen Gedächtnis fort und fort leben möge in jedem evangelisch gesinnten Herzen; dann, meine jungen Freunde, wird es auch an dem Einen nie fehlen, das da not ist, und das walte der allmächtige Gott!

II.

Liebe Schüler! Der Evangelist Johannes, wo er das Christentum preist, wie es in Christo erschienen sei, weiss nichts Höheres von ihm zu sagen, als dass die Herrlichkeit, welche die Apostel im Heilande sahen, Gnade und Wahrheit gezeigt habe in einander geeinigt, und das will sagen, dass die Einheit von Gnade und Wahrheit in ihm sei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschichtlich geworden. Der Mangel aber der Erkenntnis dieser Einheit ist der letzte Grund von all den tiefen und schroffen Gegensätzen und Widersprüchen, welche die Menschheit von jeher durchfurchten und, müssen wir leider hinzufügen, auch in unserer vielbewegten und vielgeschäftigen Zeit durchfurchen. Die einen wollen Wahrheit, aber sie finden sie nicht, weil sie dieselbe nicht bei der Gnade suchen, die im Christentum offenbar geworden ist und durch die Geschlechter fortströmt in der Kirche; andre dagegen, erzogen im Lichte des Christentums und in seinem Schirme, vernehmen wohl die innere Stimme, die ihnen sagt, hier im Schatten des Evangeliums ist gut sein, hier kündigt sich höheres Leben an, Friede und Ruhe für die Seele, sie möchten also wohl die Gnade, aber der Verstand, tausendfach erfinderisch, wirft ihnen seine Einwendungen gegen die Wahrheit ein und spricht, als wäre das Evangelium nur ein schöner Traum. Und solch ein Zweifel hält dann ab von dem mutigen Zugreifen, von der That des Glaubens, ohne die kein Mensch dieses Gutes kann teilhaftig werden. Und was ist das für ein schwerer und heisser Kampf, wo Gnade und Wahrheit aus einander zu gehen drohen! Wie manches junge Blut steht in diesem Kampf, möchte glauben und kann es nicht! Ja, in diesem Kampf giebt es auch viel von innerlich Toten, Verstümmelte, ohne dass man es ihnen äusserlich ansieht; es giebt da Feige, Fahnenflüchtige, die den Kampf fliehen, der uns verordnet ist, oder solche, die da greifen zu einem Kampf, der ohne Sieg und Ehre ist, — vielmehr eine Niederlage oder ein Paktieren nicht ohne schwere Verluste. Aber doch giebt es auch solche, die da tapfer ringen, getragen von der Ahnung, dass nicht ein Zustand der Gespaltenheit das Letzte sein könne, was dem Menschen bestimmt ist; — nicht ein Zustand soll und muss das Letzte sein, wo der Kopf gegen das Herz und das Herz wider den Kopf ist, vielmehr Aufgabe und Ziel ist notwendig ein Zustand der Ganzheit der Person, in dem Gnade und Wahrheit, Gemüt und Erkennen, Glaube und Wissen, wenn auch zunächst nur prinzipiell für den Geist sich geeint haben, um nun in Ewigkeit zusammen zu wirken, damit die Person nicht mehr sei eine gebrochene und gespaltene, sondern vollkommen, wie es der Evangelist nennt, wenn er sagt: „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie auch euer Vater vollkommen ist.“

Nur wer zu solcher Vollkommenheit gelangt ist, wer, um dem Worte des Evangelisten eine Strophe unseres grossen Spruchdichters zur Seite zu stellen, wer auch in diesem Sinne die Wahrheit erfasst hat: „Kopf ohne Herz, Herz ohne Kopf, verhängnisvolle Gaben; des Menschen Heil ist's, Herz und Kopf stets auf dem rechten Fleck zu haben“, nur der kann und wird inne werden, dass es mehr giebt als blosses Denken, das in die trostlose Leere führt, und Glauben, zu dem der Wahrheitssinn nicht freudig Ja und Amen sagen kann. Dazu ist dann aber vor allem nötig, dass wir uns in Gott gegründet fühlen und in ihm die Wurzel unseres Seins und aller wahren Idealität erkennen. Nur wo dieser feste Grund erlangt ist, nur da wird dann auch nicht bloss dieser oder jener Zweifel gelöst; denn die Zweifel sind wie die Schösslinge; wo sie bloss einzeln beseitigt werden, wachsen sie von selbst immer von neuem, da kann denn vielmehr auf den Herd des Zweifels gegangen werden, um den scheinbaren Zwiespalt zwischen Gnade und Wahrheit selber zu lösen, um zu zeigen und zu erkennen, dass beide Mächte, Gnade und Wahrheit, eins sind,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beide in Christo Jesu geeinigt. — Jener krasse Materialismus, der sich in unseren Tagen breit macht und dem Idealismus höhnend glaubt die Federn aus den Schwingen raufen zu dürfen, um ihn in seinem Fluge zu lähmen, er, der sich gegen Gnade und Glauben kehrt und meint, im Namen der Wahrheit ein flammendes Schwert dem Eintritt in das Paradies des Glaubens entgegen strecken zu können, er ist nicht die rechte Wissenschaft; solch einen Zwiespalt kann nur eine verkehrte, aber ihre Verkehrtheit auch durch innere Widersprüche beweisende Vernunft in ihren Jüngern wach rufen wollen! Andererseits aber, wenn wir uns nun auch von diesem krassen Materialismus abwenden, so kommt es doch darauf an, dass wir nicht aus der Skylla in die Charybdis geraten, dass wir nicht jenem feineren Materialismus anheimfallen, dass wir vielmehr erkennen, wie doch auch das noch nicht der rechte, mannhafte Glaube ist, wenn man nur bei einem Meinen, im besten Falle bei Wahrscheinlichkeitsgründen stehen bleibt, hinter denen immer noch der nicht besiegte Zweifel lauern kann, dass wir im Gegenteil hindurchdringen zu der Erkenntnis des Jesus Sirach: „Der da ewig lebet, was er macht, das ist vollkommen", das kann und darf nicht ein gespaltenes Dasein bleiben wollen, und dass wir diesen tiefen Blick in die Einheit der Gnade und Wahrheit erhalten in der Erkenntnis unseres Herrn Jesu Christi, wie uns der Apostel Paulus zuruft: „Wachset in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi."

Unsere Zeit ist solchen Bestrebungen in mehrfacher Hinsicht weniger günstig, als andere Zeiten es waren. Sie hat nicht Zeit für das, was sie müssige Spekulation glaubt nennen zu dürfen, und sie meint gar noch ganz besonders bescheiden zu sein, wenn sie behauptet, dass wir von Gott nichts wissen können, und dass wir daher auf unsere Erde und die menschlichen Dinge uns beschränken sollen, die genug zu thun gäben; aber es tönt doch noch von der Kirche her diesem Treiben das Wort des Apostels entgegen, dass die Heiden es sind, die von Gott nichts wissen, und dass die, so von Gott nichts wissen wollen, wesentlich Heiden sind oder schlechter als die Heiden. Denn was ist die Kehrseite jener Bescheidenheit? Nachdem sie, soviel an ihnen ist, das Band zerschnitten haben, das den Schöpfer mit der Kreatur verbindet, stellen sie in Selbstgenugsamkeit, in praktischer oder theoretischer Selbstvergötterung sich an Gottes Stelle. Sie wähnen, damit eine Erhöhung der Menschheit, den wahren Humanismus erreicht zu haben; in Wahrheit ist damit der irrationalste Umsturz geschehen und der Weg zur Erniedrigung der Menschheit eingeschlagen. Je mehr der lebendige Gott, das Centrum, das zur Menschheit gehört, gewichen ist, während doch dasselbe sie allein zusammenhalten kann, desto mehr geht dann die Menschheit auch in sich auseinander, das Ganze wie jeder Einzelne, Treu' und Glauben schwindet dahin, und schadenfroh kann Mephistopheles sich daran weiden, wie bald die Zeit kommt, dass ihr bei ihrer Gottähnlichkeit wird bange werden!

Aber, liebe Schüler, ist nun auch unsere Zeit eine derart in sich gespaltene, sollen wir darum feige die Hände in den Schoss legen? — Mit nichten! — Kein Tag ist wie der heutige, an welchem wir den vierhundertsten Geburtstag des grossen Reformators Dr. Martinus Luther feiern, geeignet, unsern Blick in die Zeitläufe der Geschichte schweifen zu lassen, und sie auch lehrt uns: Wo die Not am höchsten, da ist Gottes Hilfe am

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nächsten; ja, wo die Menschheit sich an sich selbst verloren hatte, da griff Gott noch jederzeit sichtbarlich mit starkem Arm in die Weltgeschichte ein, da führte er einen Umschwung aller Verhältnisse herbei, damit die Kreatur, verzagt und doch hochmütig in ihrer Verzagtheit, sich auf sich selbst besinne.

Gab es wohl eine trostlosere, eine zerrissenere Epoche in der Weltgeschichte als jene, mit der wir unsere Zeitrechnung beginnen? Der alte Götterglaube war zum Spotte der Gebildeten geworden, das gemeine Volk in krassen Aberglauben aller Art versunken; die Religion liess das grosse Welt- und Schicksalsrätsel ungelöst, auch die Mysterien gaben keinen Aufschluss darüber, und die Philosophie machte Halt vor ihm; das Gottesbewusstsein der griechischen Welt klang aus in kalte Resignation. Und derjenige Teil der Menschheit, welchem die Lösung der religiösen Aufgabe ganz besonders vorbehalten war, das eigentliche Religionsvolk der alten Welt, der semitische Hebräerstamm, er hatte den Jehovaglauben und die Lehre von der ausschliesslichen Einheit Gottes als Erbteil der Väter wohl durch die sturmbewegtesten Jahrhunderte kühn hindurch gerettet, hatte den immer wieder eindringenden stammverwandten Polytheismus der Naturreligion, von begeisterten Propheten geleitet, überwunden, im Verlauf der Zeiten den monotheistischen Gedanken vertieft und vergeistigt, die Einheit des religiösen und socialen Menschen, die Identität des Lebens und der Lehre mehr und mehr betont und den Dienst seines Gottes immer bewusster in Reinigung und Läuterung des Herzens gesetzt, aber das nachexilische, besonders das Judentum der neutestamentlichen Zeit mit seinem Äusserlichkeitsgeist und pharisäisch-heuchlerischen Gottesdienst stellt einen schroffen Rückfall dar gegenüber jenen prophetischen Errungenschaften. Eifersüchtig und eigennützig streitende Parteien, Entsittlichung des Priestertums, häufiger, von den Römern begünstigter oder gewaltsam herbeigeführter Wechsel des Hohenpriesters führten auch das jüdische Volk seiner Auflösung entgegen, und mit ihm schien der Gottesglaube zu Grabe gehen zu wollen. Auf sich stellte sich der Einzelne im Juden- wie im Heidentum. Für sich aus dem allgemeinen Ruin den grössten Vorteil, für sich den höchsten Genuss bei allgemeinem Elend zu erhaschen, das war die Aufgabe, die jeder vor sich sah, und darüber musste Treu' und Glauben vollends aus der Welt verschwinden.

Aber nein; als alle Bande sich zu lösen schienen, da ward ein neuer Einheitspunkt für die Welt geboren. Das Wort, die göttliche Vernunft, die von der verderbten Kreatur gewichen schien, ward Fleisch! Nicht aus den Palästen am Tiber, nicht aus den stolzen Bauten in Jerusalem brach das neue Licht, das allen Völkern leuchten sollte, hervor; aus bescheidener Hütte in dem kleinen Nazareth ging der Stern auf, welcher der Welt neue Bahnen vorschreiben sollte. Im Selbstbewusstsein Jesu gewann das Verhältnis Gottes zur Kreatur eine von allem Unlauteren und Unwürdigen so durchaus gereinigte, aller fremden und falschen Vermittelung so vollständig sich enthaltende Auffassung und zugleich auch trotz aller unvermeidlichen Bildlichkeit, trotz aller Unzulänglichkeit der dem Ausdruck des inneren Vorganges zu Gebote stehenden Sprache doch eine so reine, so unmittelbare und ewig wahre Äusserung, wie nirgends in der Geschichte des fortschreitenden Gottesbewusstseins in einem zweiten Beispiel nachzuweisen ist. Gott ist Vater; Jesus aber, in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem sein Bild wiederstrahlt, wie die Sonne sich im Tautropfen spiegelt, ist der Sohn, der die ganze Fülle göttlicher Macht in sich vereint; und nun sollen alle Kinder Gottes werden; denn er erfüllt alle Gläubigen, die seinen Leib, die Glieder im einzelnen bilden, während er selbst das Ganze ist und in jedem Gestalt gewinnt. Wie der Vater im Sohn ist, so ist der Sohn in den Seinen, und diese alle sollen eins sein, verbunden nämlich durch das gemeinsame Einheitsband, so dass keine Schranke mehr zwischen den Gläubigen und Gott stattfindet. Alle sollen Träger des göttlichen Geistes und Kinder Gottes werden, wie er es ist, in dem Gnade und Wahrheit, die aus der Welt verschwunden schienen, sich durch Gottes That mit einander einigen. Treu' und Glauben sollen die Welt wieder zur Einheit zusammenfassen, ein kindlich gläubiges Herz das Erbteil sein, welches jedem zufällt, der die Taufe empfängt auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; „denn so ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen".

Aber Treu' und Glauben, das unveräusserliche Eigentum des Kinderherzens, das Einheitsband, welches sich um Haupt und Glieder der Urchristenheit schlang, scheint eine zu köstliche Blüte zu sein, als dass sie dem eisigen Hauch, der durch die Welt weht, dauernd widerstehen könnte.

Blicken wir anderthalb Jahrtausende weiter in die Geschichte, so stehen wir da wieder vor einer gar trostlosen Zeit. Die alte Treue, das herrliche Panier des deutschen Stammes, war in ihr Gegenteil verwandelt; die Gesellschaft schien in ihren Fugen zu wanken, der Glaube war verweht und schien keine Stätte mehr auf Erden zu haben. Und doch beruht ja selbst alle persönliche Lebensgemeinschaft auf Glauben; ich kann den Mitmenschen nicht achten, als indem ich an seine natürlichen und moralischen Vorzüge, an seine Würde glaube, und ebenso vermag ich nur den zu lieben, an dessen Wesensverwandtschaft ich glaube, sei es nun die natürliche des Blutes oder aber die geistige der Gesinnung. Der Glaube also ist es, der schon im alltäglichen Leben das Band zwischen Person und Person durch die innere Überzeugung von dem objektiven und subjektiven Werte des andern knüpft, und nur auf dem Grunde dieser sittlichen Empfänglichkeit kann die wahre Freiheit der persönlichen Gemeinschaft in Achtung und Liebe sich vollziehen. Gilt nun dieses Gesetz in ganz absoluter Weise für das Verhältnis des Menschen zu Gott, bildet für die beiden spontanen Lebensgemeinschaften der Seele mit Gott, für die heilige Furcht und die freie Liebe, der Glaube die notwendige Voraussetzung, so war beiden, der Gottesfurcht und der Liebe zu Gott, der Boden entzogen, da unter dem scholastischen Schulgezänke der lebendige Gottesbegriff zu einem Problem nüchterner Spitzfindigkeiten hinabgesunken war. An Gottes Stelle hatte sich die Kirche, d. h. eine herrschsüchtige Priesterkaste gesetzt, welche blinden Autoritätsglauben für die Menschensatzung forderte, die sie an Stelle der reinen Lehre, auf ihren Vorteil sinnend, einzuschmuggeln gewusst hatte. Das Wort Gottes lag an der Kette; die Forschung in der heiligen Schrift war zur Unmöglichkeit gemacht; in den angesehensten Gotteshäusern hatte man wohl wunderthätige und zauberkräftige Reliquien in Menge, Knochen, Haare und Kleiderreste von verstorbenen Heiligen, die man den Gläubigen zum Kusse darreichte, aber die Bibel glaubte man entbehren zu können. Gott war in weite Ferne gerückt, und zur Jungfrau Maria nahm die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geängstete Seele in der Not ihre Zuflucht: „Ora pro nobis!“ Die da Kinder Gottes heissen und sein sollten, wagten nicht, durften nicht wagen, vertrauensvoll, wie Kindern geziemt, ihrem Vater im Himmel in brünstigem Gebet gegenüber zu treten. So, von Gott und der Welt verlassen, ausgesogen und zu Boden getreten von den herrschenden Ständen, seufzte das deutsche Volk unter dem Druck der Armut und Knechtschaft; der Mittel und Wege zu befreiender Bildung beraubt, lebte es in tierischer Unwissenheit und Roheit dahin; von den Wahngebilden des Aberglaubens umgaukelt, mit dem Weltdienst heidnischer Gebräuche geplagt, fand es nirgends Beistand oder auch nur Teilnahme, nirgends Aufklärung oder Erhebung. Denn der Adel war selbst verkommen und verwildert, der neue Stand der Gelehrten mied hochmütig alle Gemeinschaft mit dem unlateinischen Pöbel, und die Priesterschaft, welche sich als Stellvertreterin der unfehlbaren Kirche zwischen Gott und die Seinen geschoben hatte, römisch im Glauben, in den Sitten und Gefühlen, römisch in der Sprache selbst, sie war von Grund aus verderbt und in den Lüsten dieser Welt gefangen, ja schlimmer als die Heiden. Was Wunder, dass man da nicht Anstand nahm, das heilige Sakrament selber, welches uns unsern Heiland persönlich nahe bringen soll, in ein heidnisches Opfer zu verwandeln, dass man sich nicht scheute, in die Magie des Heidentums zurückzufallen, Sünden, begangene und nur erst geplante, für schnödes Geld zu erlassen, um Treu' und Glauben von Grund aus auszurotten. Es war eine tief zerklüftete, eine schmachvolle, jammerreiche Zeit!

Wohl schämten sich die Besseren im deutschen Volk, dass die in sich zerspaltene und mit sich selbst zerfallene Nation ihr gemeinsames Leben, ihre sittliche Grösse und mit ihr das Bewusstsein von ihrem Wert so ganz verloren hatte, wohl sehnten sie sich nach Rettung aus diesen unhaltbaren Zuständen, aber vergebens pochte man an den Stuhl Petri, vergebens an die weltlichen Throne, vergebens rief man die geheiligte Majestät des Kaisers um Hilfe an.

Da, als aller weltlichen Macht der Arm gelähmt schien, welcher Erlösung hätte bringen können aus der allgemeinen Not, da erbarmte sich der Herr der Seinen. Aus dem Landstädtchen Eisleben, aus echtem Bauernstamme, der die deutsche Treue und den deutschen Glauben trotz aller Bedrängnisse der Zeit wie einen Funken unter der Asche bewahrt hatte, wurde der deutschen Nation, wurde der Kirche heute vor vierhundert Jahren der Mann geboren, der da erkannte: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren; es streit't für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren.“ Von diesem Gesichtspunkte aus, dass nur der Herr selber, der da verheissen hatte: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“, dass nur er der Seinen starker Schirm und Schild sein könne, von diesem Gesichtspunkte aus begann Luther das grosse Werk der Reformation, von diesem Gesichtspunkte aus verhalf er der Kirche, verhalf er der deutschen Nation, ja der ganzen gebildeten Welt zu einer geistigen Wiedergeburt; denn nicht die kleinsten sind die geistigen Vorteile, die auch die römische Kirche aus der Geistesthat des von ihr geschmähten und verfolgten Gottesstreiters zog.

„Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, lass fahren dahin, sie haben's kein'n Gewinn, das Reich muss uns doch bleiben!“ dies Wort setzte er in Seelen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

grösse und Erhabenheit des sittlichen Bewusstseins dem ärgsten Drohen der Feinde entgegen, und indem er am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachtete, gewann er jene wunderbare Kraft, die alles Zagen vor eigener Schwäche, alle Furcht vor fremder Stärke überwand, jenen unerschütterlichen Mut, jene felsenfeste Ueberzeugungstreue, jene opferfreudige Selbstverleugnung, jene glühende Vaterlandsliebe, die oft und doch nicht oft genug an ihm gerühmt worden sind. Als er auf seiner Reise gen Worms, wo er sich verantworten sollte vor Kaiser und Reich, nach Weimar gekommen war, als dort besorgte Freunde ihm das Wort zuraunten: „Du gehst dem Scheiterhaufen entgegen!“ da sprach er: „Und ob sie zwischen hier und Worms ein Feuer anzündeten, das bis zum Himmel ginge, so will ich doch hindurchgehen.“ Und als vor den Thoren von Worms neue Warnungen ihm erteilt wurden, da entgegnete er: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hineingehen.“ Die erkannte Wahrheit wollte er auch verteidigen bis in den Tod; denn keine Stimme war ihm heiliger als diejenige seines Gewissens, und die Pflicht der Verantwortlichkeit vor dem höchsten Richter unseres Thuns ging ihm über alle irdische Autorität; und darum schloss er auch seine Selbstverteidigung mit den Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ — Er, der auch in Bann und Acht nicht ängstliches Verstummen kannte, sich selber hat er nie gesucht, bescheiden und anspruchslos stellt er sich selbst geflissentlich in den Hintergrund, damit allein die Sache hervortrete. „Ich weiss wohl“, sagt er von seinem Werk, „dass es andere könnten besser haben ausgerichtet; aber weil sie schweigen, richte ich's aus, so gut als ich's kann.“ Und weil andere schweigen, rüttelt er nun, ein Mann des Geistes und der Kraft, des heiligen Eifers und der barmherzigen Liebe, sein deutsches Volk wach: „Ich weiss leider wohl, dass wir Deutschen immer Bestien und tolle Tiere sein und bleiben müssen, wie uns denn die umbliegenden Lender nennen und wir auch wohl verdienen. Wir sind leider lange genug in Finsternis verfaulet und verdorben, wir sind allzulange deutsche Bestien gewesen: lasset uns auch einmal der Vernunft brauchen!“ Und so konnte er denn in Wahrheit sagen: „Ich habe das Meine gethan. Ich wollte dem deutschen Lande gern geraten und geholfen haben. Derohalben bitte ich euch, meine lieben Herren, wöllet diese meine trewe und vleis bei euch lassen frucht schaffen. Und ob etliche weren, die mich zu geringe dafür hielten, das sie meines Rahts solten leben, oder mich als den verdampten von den Tyrannen verachten, die wolten doch das ansehen, das ich nicht das meine, sondern allein des ganzen Deutschen lands glück und heil suche“. Das war wieder jener echte Patriotismus, dem das öffentliche Wohl das höchste Gesetz ist, der nichts nehmen, aber alles geben will. Und als erstes Gebot für jeden, der sich selbst oder andern helfen will, stellt er die Forderung hin: Lasset uns der Vernunft brauchen! Denn nur in diesem Himmelslicht kann der Mensch eine sittliche Persönlichkeit und Herr seiner selbst werden, frei von fremder Bevormundung und Bedrückung, frei auch von der Herrschaft und der Laune wechselvoller Triebe und Anschläge. Darum aber war Freiheit des Denkens und Glaubens, der Forschung und Prüfung, der Wissenschaft und Lehre in Luthers Augen ein unveräusserliches Menschenrecht und der vernunftgemässe Gebrauch dieser Freiheit die heiligste Menschenpflicht. Wo es sich um Gewissen und Erkenntnis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

handelt, da giebt es keine irdische Autorität, da müssen allein die Waffen des Geistes entscheiden, da muss mit klaren und hellen Gründen gekämpft werden, nicht mit diktatorischen Machtsprüchen. Nicht die erzwungene und darum sklavische Unterwerfung, sondern die freie und deshalb sieghafte Ueberzeugung ist die Probe der Wahrheit.

Nachdem nun das Zeugnis der Kirche von sich selbst und von dem, was sie christlich nannte, sich vielfach widersprochen hatte, so musste Luther zuallererst dem Volke die Quellen christlicher Religionserkenntnis wieder eröffnen und erschliessen, damit es prüfen könnte, wo Wahrheit, wo Irrtum sei in dem gewaltigen Streite, welcher das gesamte deutsche Volk bewegte, und indem er so durch seine Bibelübersetzung den Grundstein zu einer neuen deutschen Nationallitteratur legte, trat er jenem verderblichen Autoritätsglauben, der das durchs Christentum errungene Recht der Individualität leugnen und die Geister in Fesseln schlagen wollte, wie die Welt sie nie gesehen hatte, entgegen mit der gewissenhaften Scheu davor, Menschliches als göttlich zu behandeln, aber auch mit dem religiösen Verlangen nach bewusster Gemeinschaft mit Gott, deshalb jedoch auch mit der Forderung nach Gottes lauterer Bezeugung, nach dem reinen Gotteswort, von welchem doch auch die Kirche sich nicht lossagen konnte, und mit welchem sie musste eins sein wollen. Wir sehen bei Luther und den Reformatoren in ihrem Streben nach neuer Vergeistigung der in Sinnesbanden gefesselt liegenden Kirche nicht nur eine Frömmigkeit, die da weiss, dass sie das Heil der Seele nicht der kirchlichen Autorität anvertrauen dürfe, da jeder für sich selbst verantwortlich bleibe, sondern wir sehen in ihnen auch eine Frömmigkeit, die durch ihre persönlichen Erfahrungen erhoben wird zur festen Glaubenszuversicht über die unselige Ungewissheit hinaus, die gerade die tieferen Gemüter ergriffen hatte, jene Ungewissheit, die schon Augustinus als die Unseligkeit selber bezeichnete, die aber in der römischen Kirche für notwendig angesehen wurde. Darum haben denn auch unsere evangelischen Bekenntnisse diesen Standpunkt des kirchlichen Autoritätsglaubens überschritten; das Heil will und soll als in der eigenen Person geltendes angeeignet sein, es wird daher nicht bloss als notitia und assensus, als Kenntnisnahme und Zustimmung verlangt, es schliesst vielmehr die evangelische fides erst ab mit dem dritten Moment, bei dem die Persönlichkeit in Betracht kommt, und diese fiducia, dieses gläubige Vertrauen vermittelt ein festes Herz, eine persönliche certitudo salutis, die Gewissheit des Heils für jeden Einzelnen auch ohne Ankündigung durch Priestermund. Diese fiducia mit der sich daran schliessenden Gewissheit des Heils ist allerdings auch subjektiv, aber sie ist nicht bloss subjektiv, sie ruht vielmehr auf einer objektiv göttlichen That, der consolatio, der Mitteilung des Friedens, der höher als alle Vernunft ist; und wenn es oft gefordert wird von Luther, der Mensch solle bei sich beschliessen, dass es wahr sei, dass Gnade und Wahrheit in Christo Jesu geeinigt sei, so ist dies doch nicht bloss als ein menschliches Thun gedacht, vielmehr ist da der Gedanke der: In der evangelischen fides, im reinen christlichen Glauben findet statt eine Vermählung göttlichen und menschlichen Geistes, der evangelische Glaube ist nicht bloss ein menschlicher, sondern ein göttlicher, die Religion auch des Einzelnen eine gottmenschliche That, gewirkt vom heiligen Geist, und sie vernimmt in uns das Zeugnis des Geistes, dass wir Gottes Kinder sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es soll und kann nicht unsere Aufgabe sein, jetzt nachzuweisen, wie an der Hand dieses wiedererrungenen Glaubens Luther und seine Genossen das gesamte kirchliche und ausserkirchliche Leben reformierten, aber ein Umschwung machte sich geltend in jeder Beziehung, und die Gemüter wagten, nachdem sie so lange unter dem Gewissensdruck hoffährtiges Priestertums geseufzt hatten, wieder frei aufzuatmen, sie fühlten die wiedererworbene Gotteskindschaft, sie fühlten, dass Gnade und Wahrheit geeint ist bei dem, der im heiligen Sakrament selber auch ohne priesterliche Zauberformel den Seinen allzeit nahe bleibt. Und mit der Rückkehr des Christentums zu den einem einfachen und schlichten menschlichen Empfinden und Verstehen so naheliegenden biblischen Quellen war auch dessen Versöhnung mit der Welt wiedergewonnen. Wie Christus nicht mehr der unnahbare Gott der Kirche, sondern das beseligende, wenn auch unerreichbare Vorbild und der treue, in allen Lebenslagen dem Gemüte traulich nahe bleibende Herzensfreund des sich ihm anschliessenden Jüngers war, so war nun auch gegeben, dass der von Christus geforderte, in uns selber geborene neue Mensch sich in freudiger, liebevoller Hingabe an unsern Nächsten, an unsere bürgerlichen Pflichten wie in einem unbefangenen Verhältnisse zu der Gott nicht mehr gegenüberstehenden, sondern von ihm durchdrungenen Natur zu bethätigen habe. Die Worte des Apostels: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden“, die Lehre des Herrn: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbaths willen“, vor allem das hehre Bekenntnis: „Gott ist die Liebe“, waren in Luthers Gemüt eine Wahrheit geworden. Und damit war die Anknüpfung gegeben an ein kräftiges Wiedererfassen des realen Lebens, an ein freudiges Eingehen auf die Pflichten des Tages und an eine Bethätigung im Sinne des Spruches: „Mensch, hilf dir selber, so wird dir Gott helfen!“ Dazu kommt, dass gerade in Luthers eigenem urdeutschen Gemüt, dem eine bescheidene aber liebeerwärmte Wirklichkeit und schlichte Wahrheit mehr galt, als eine bald verrauchende leidenschaftliche Hitze oder die salbungsvolle, hochtönende Phrase und eitler Schein, das ganze Leben mit all seinen bunten Verhältnissen eine seltene Tiefe und Verinnerlichung gewann, und so erhielt denn auch bei den Seinen die Ehe, die Kinderzucht, die Schule wiederum ihren christlich nationalen Boden, und nicht zum geringsten waren die Reformatoren darauf bedacht, gerade von der Schule aus ihr Werk zu einem dauerhaften und für alle Zeit gefestigten zu machen. Jenes Wort des Heilandes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, schwebte auch ihnen allzeit vor, und keiner verstand es ja so wie Luther selbst, in das Herz der Kleinen zu schauen, durch Liebe und Freundlichkeit ihr Zutrauen zu gewinnen, in Liebe und Freundlichkeit sie auf dem Wege der Erkenntnis zu fördern. „Das sollen die Eheleute wissen, ruft er, dass sie Gott, der Christenheit, aller Welt, ihnen selbst und ihren Kindern kein besser Werk und Nutzen schaffen mögen, denn dass sie ihre Kinder wohl aufziehen. Es ist nichts mit Wallfahrten gen Rom, gen Jerusalem, zu St. Jakob; es ist nichts, Kirchen bauen, Messen stiften, oder was für Werke genannt werden mögen, gegen diesem einigen Werke, dass die Ehelichen ihre Kinder ziehen. Denn dasselbe ist ihre richtigste Strasse gen Himmel; mögen auch den Himmel nicht eher und besser erlangen, denn mit diesem Werk. Es ist auch ihr eigen Werk, und wo sie sich desselbigen nicht befleissigen, so ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es gleich ein verkehrt Ding, als wenn Feuer nicht brennt, Wasser nicht netzet. Also wiederum ist die Hölle nicht leichter verdienet, denn an seinen eigenen Kindern: mögen auch kein schädlicher Werk nicht thun, denn dass sie die Kinder versäumen, lassen sie fluchen, schwören, schandbare Worte und Liederlein lehren und nach ihrem Willen leben. Dazu etliche sie selbst reizen, mit übrigen Schmuck und Forderungen zu der Welt, dass sie nur der Welt wohlgefallen, hoch steigen und reich werden; allezeit mehr sorgen, wie sie den Leib, denn die Seele genugsam versehen. Es ist auch kein grösser Schade der Christenheit, denn der Kinder versäumen. Denn, soll man der Christenheit wieder helfen, so muss man fürwahr an den Kindern anheben, wie vor Zeiten geschahe".

Nun blühten die christlichen Gemeinden aller Orten lieblich empor; nicht mehr stand in ihnen der Geistliche als ein durch besondere Gelübde und Weihen von der Laienwelt getrenntes Glied mit dem Vorzug höherer Heiligkeit den andern gegenüber; er ward der Diener der Gemeinde, ihr Vorbild in allem christlichen Thun, aber er blieb Mensch wie sie; auch ihm verschönte eine Gattin das Leben, auch ihn umspielten liebliche Kinder, auch er durfte sich des Lebens freuen, wie der Heiland selber kein finsterer Freudenhasser gewesen war. Treu' und Glauben hielt wieder seinen Einzug hienieden, und wie das bewegende Prinzip der Reformation der religiöse Trieb gewesen ist, jenes der besseren Menschennatur ureigenste und unauslöschliche, weil von Gott selbst gewirkte Verlangen nach der Gemeinschaft mit Gott, so gewann dieser Trieb, indem er sich durch bussfertigen Glauben zu Christo ziehen liess, die Erfahrung von der Kraft und Wahrheit seiner Versöhnung, erfuhr er in seinem Selbstbewusstsein, dass Gnade und Wahrheit in Christo geeinigt sind, und damit war die Selbstbethätigung des Christentums gegeben.

Und nun, meine lieben Schüler, wenn wir zum Schluss zurückblicken auf das, was wir uns im Eingang dieser dem Andenken Luthers und der durch ihn vollzogenen Gottesthat gewidmeten Betrachtungen sagen mussten, wenn wir gestehen müssen, es ist nicht so bestellt um Treu' und Glauben, wie es sein sollte, wenn wir bekennen müssen, die Erkenntnis von der in Christo Jesu geeinten Gnade und Wahrheit ist in weitesten Kreisen abhanden gekommen, wenn wir auch sehen, Feinde, mächtige Feinde drohen der evangelischen Kirche von aussen nicht nur, sondern in ihren eigenen Reihen, — nun, wir dürfen und wollen darum nicht verzagen. Der alte Gott lebt noch, und er wird seine Kirche, die er durch so viele Stürme an seiner treuen Vaterhand hindurchgerettet hat, nicht verlassen; um so getroster dürfen wir sein, als es ja bereits ein erfreuliches Zeichen ist, dass wir das heutige Fest miteinander feiern, ein Fest, welches die Blicke der gesamten evangelischen Kirche wieder unverwandt auf die am 31. Oktober 1517 begonnene Gottesthat hinlenkt, welches wie nichts anderes geeignet ist, echt evangelisches Bewusstsein auch in der evangelischen Kirche wieder zu wecken. Ist doch auch sonst eine Neubelebung des Glaubens unserer Kirche vielfach wiedergeschenkt. Allerdings sind damit neue Gefahren für viele gekommen; denn je einflussreicher die Geltendmachung des Kirchenglaubens geworden ist, um so bedrohlicher ist es eben, dass die Grenze zwischen dem, was die Arbeit der Kirche leisten kann und darf, und zwischen der Arbeit des Einzelnen in sich und an sich sich verrücke und verdecke. Wo es nun am ernsten Fragen und Suchen nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eigener Gewissheit fehlt, dagegen Verlangen nach Ruhe im Innern vorhanden ist, da wird die Arbeit des Einzelnen an sich leicht nur zu einem blossen Bestimmtwerden von einer wenn auch guten, doch nur äusseren Autorität, zu einem Beruhen bei ihr, zu einem Berufen auf sie, kurz zu einem blossen Leiden. Da hält sich denn wohl ein solches Annehmen fremdes Glaubens bereits selber für Glauben, während es doch nur der Wiederschein fremdes Glaubens ist, ein blosses Echo. Allein so wenig ein Bruder für den andern sittlich gut sein kann, so wenig kann fremder Glaube stellvertretende Geltung haben; der Glaube will vielmehr in jeder Person neu, durch persönliche Arbeit gebildet sein. Wie es sich aber mit dem Glauben verhält, so auch mit dem christlichen Wissen. In weltlichen Dingen mögen andere für mich wissen, da kann sich das Wissen vererben; in göttlichen Dingen muss jeder selbst Gewissheit sich erwerben, keiner bringt sie mit auf die Welt, keinem kann sie anerzogen werden. Und dass auch dazu dieser Festtag dienen möge, dass wir samt und sonders je mehr und mehr vom blossen Scheinglauben und Scheinwissen vorwärts ringen nach wahrem persönlichen Glauben und Erkennen, die nicht mehr wider einander sind, sondern zusammen streben und wachsen, das walte Gott!

Hermann Preiss.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf